Einleitung

Die Frage nach den philosophischen Grundlagen der Psychoanalyse zielt direkt auf die Klärung der Frage, um welche Wissenschaft es sich bei der Psychoanalyse handelt, welche Stellung sie im Geflecht der Wissenschaften hat und von welcher Art ihre Erkenntnisse sind, ob sie nachvollziehbaren Kriterien des Wissenserwerbs und der wissenschaftlichen Validität genügt. Es ist somit für die Psychoanalyse von vitaler Bedeutung, sich diese Frage zu stellen und sich zu vergewissern, wie sie als Wissenschaft einzuschätzen ist. Die Philosophie erhebt hier einen Anspruch an sie, den wir uns genauer anschauen wollen. Traditionell war dieser Anspruch bei Kant einer der Erkenntniskritik. Kant hat dazu eine für die Aufklärung maßgebliche Kritik des Erkenntnisvermögens entwickelt, in der er aufgeklärtes Wissen von nicht aufgeklärtem Wissen unterschied. Nicht aufgeklärt ist nach ihm Dogmatismus, Aberglaube, Scharlatanerie, etc., also Einstellungen, welche Meinungen ungeprüft gelten lassen und die Menschen täuschen. Aufgeklärt ist Erkenntnis, die mit geklärten Begriffen arbeitet und mit gesicherter Erfahrung verknüpft ist, also empirisch begründet ist. Wenn wir heute die Frage nach den Grundlagen der Psychoanalyse stellen, ist so viel an Aufklärung darin enthalten, dass wir nach wie vor geprüfte Erkenntnis von ungeprüften Meinungen unterscheiden. Auch wenn die »Kritik der reinen Vernunft« in ihrem ganzen Umfang für uns heute nicht mehr ungebrochen verbindlich ist, bleibt dieser aufgeklärte Standpunkt für uns doch relevant. Zum Verhältnis von Aufklärung und Psychoanalyse später mehr. Kant hat aber nicht nur eine Erkenntniskritik, sondern auch eine Moralkritik durchgeführt, d. h. er hat moralische Überzeugungen daraufhin überprüft, ob sie subjektiv, d. h. nur persönlicher Natur sind, oder ob sie allgemein gültig, d. h. verbindlichen Grundsätzen folgen. Aus dieser »Kritik der praktischen Vernunft« bleibt so viel für unsere Fragestellung erhalten, dass wir die Frage der impliziten Ethik der Psy-

© 2013 W. Kohlhammer, Stuttgart

choanalyse anschneiden müssen, ob sie nachvollziehbaren Grundsätzen in der Ausführung ihrer Heilkunst folgt.

Dem Anspruch der Philosophie muss sich aber die Psychoanalyse nicht blind unterwerfen. Der war in der Geschichte der Philosophie häufig überzogen. Die interne Selbstkritik der Philosophie hat dies deutlich gemacht. Ich möchte zwei Beispiele dafür anführen. Erstens die idealistische Übertreibung. Im »Deutschen Idealismus« hat man das Projekt einer umfassenden systematischen Ausarbeitung einer Architektonik der Vernunft verfolgt, dass sie in Selbstreflexion alle ihre Möglichkeiten ausschöpfen, bestimmen und systematisch gliedern kann. Die Philosophie hat sich auf den Thron der Wissenschaften gesetzt und normativ zu entscheiden beansprucht, welche Wissenschaften vor ihrem Gerichtshof bestehen können und damit zugelassen werden und welchen Rang sie im Gebäude der Wissenschaften beanspruchen können. Die Philosophie selbst, aber vor allem die Wissenschaftsentwicklung hat diesen Anspruch als Tyrannei empfunden und zurückgewiesen. Aber es bleibt ein normativer Rest im philosophischen Anspruch, der nicht so leicht aufgegeben werden kann, dass sich Erkenntnis von Meinung durch ein gesichertes Verfahren, eine überprüfbare Methode unterscheiden müsse.

Die zweite Übertreibung entstammt der frühen Wissenschaftskritik und Wissenschaftstheorie des »Wiener Kreises«. Mit dem Hempel-Oppenheim-Modell wissenschaftlichen Erklärens war ein Schema von wissenschaftlichem Erklären entwickelt worden, welches in seiner strengen Interpretation nur durch naturwissenschaftliche Erkenntnis nach dem Modell der Physik eingelöst werden kann. Darauf hat sich die Forderung der Einheit der Wissenschaften (unity of science) aufgebaut, dass alle Wissenschaften sich nach dem Modell der Physik organisieren müssen. Dieses Modell ist natürlich in einer ganzen Reihe von Wissenschaften wie Geschichte, Politik, Literaturwissenschaft, etc. nicht einlösbar. Dennoch wurde von den Puristen dieser Richtung Druck auf alle Wissenschaften gemacht. So hat noch K. Popper (1994/7, S. 47 f. und 52 f.) die Psychoanalyse damit angegriffen und in Bedrängnis gebracht, dass sie aus dem Kanon der Wissenschaften herausfällt, wenn sie nicht wie die Physik exaktes Wissen liefert. In der Zwischenzeit haben die interne Kritik in der Wissenschaftstheorie und die Wissenschaftsentwicklung gezeigt, dass man sich dieser Tyrannei nicht unterwerfen muss, sondern dass man eine Vielfalt von Wissenschaften mit unterschiedlichen

© 2013 W. Kohlhammer, Stuttgart

Wissensansprüchen unterscheiden kann. Doch davon mehr im späteren Verlauf unserer Darlegungen und Untersuchungen.

Umgekehrt gibt es auch Ansprüche, die die Psychoanalyse an die Philosophie stellt. Versuchen wir ihr Wissenschaftsverständnis vorläufig einzukreisen und zu bestimmen, dann wird deutlich, dass die Psychoanalyse in den Kreis der Wissenschaften gehört, in denen der Mensch ein Wissen vom Menschen entwickelt und zwar in der doppelten Hinsicht, dass er durch dieses Wissen sich verständigt, über sich selbst und über den anderen, den Mitmenschen. Diesen Impetus teilt die Psychoanalyse mit einer Gruppe anderer Wissenschaften wie der Soziologie, der Geschichtswissenschaft, Zweigen der Psychologie, der Politik, etc. Es muss also eine besondere Dimension dieses Wissens des Menschen vom Menschen sein, das sie auszeichnet. Die Psychoanalyse lässt sich schon präziser bezeichnen, wenn wir in die Erlebnisdimension hineingehen, aber nicht verstanden als in sich geschlossenes subjektives Erleben, sondern im kommunikativen Austausch durch Körper und Sprache. In dieser Eingrenzung finden sich aber immer noch andere Wissenschaften, die dieses Anliegen mit der Psychoanalyse teilen: Zweige der Kommunikationswissenschaft, der allgemeinen Psychologie, der Kulturwissenschaft, etc. Was die Psychologie betrifft, gibt es insbesondere Überschneidungen im Anspruch der Psychoanalyse mit der Emotionspsychologie. Ein Wissen auf der Grundlage des emotionalen Ausdrucks von Menschen, einschließlich kognitiv-sprachlicher Aspekte, kommt dem Selbstverständnis der Psychoanalyse schon sehr nahe. Den nächsten Schritt in der Annäherung an den wissenschaftskonstituierenden Anspruch der Psychoanalyse tun wir, wenn wir das Feld der Überschneidungen von klinischer Psychologie und Emotionspsychologie analysieren, nämlich dass die emotionale Kommunikation zwischen Menschen nicht störungsfrei verläuft, sondern von Lücken, Amnesien, Phänomenen von Verrücktheit, Fehlleistungen, Krankheitssymptomen, Träumen und Phantasien systematisch durchsetzt ist und der wissenschaftlichen Erforschung bedarf. Aber noch haben wir den Anspruch der Psychoanalyse nicht eindeutig abgegrenzt. Denn mit dieser Bestimmung gibt es noch Überschneidungen mit der klinischen Theorie in der Psychologie, der Psychopathologie und der phänomenologischen Psychotherapie. Erst wenn wir einen weiteren Schritt tun zu der Annahme, dass die Phänomene der Lücken, der Fehlleistungen, Amnesien und Verrücktheiten auf einer erlebbaren Kommunikation beruhen, in der Emotionen

© 2013 W. Kohlhammer, Stuttgart

andere Emotionen unterdrücken (genauer abwehren) und dieser Vorgang einer wissenschaftlichen Aufklärung in Form einer Psychodynamik der unterdrückten und abgewehrten Motive bedarf, sind wir beim Wissenschaftsanspruch der Psychoanalyse angekommen. Wir können ihn vorläufig so formulieren, dass er das erlebte und kommunizierte emotionale Wissen von Menschen betrifft, welches eine unterdrückte und abgewehrte Dimension beinhaltet, welche gleichwohl psychodynamisch (in Form von Motiven) wirksam bleibt und die Kommunikation bestimmt. Ja, die Psychoanalyse erhebt da einen starken Anspruch auf das Wissen des Menschen vom Menschen, dass es diese unerlässliche Dimension einschließen muss, wenn der heutige Mensch in dieser Gesellschaft sich selbst und die anderen gut verstehen und nicht in unverstandenen Konflikten hängen bleiben will.

Wenn wir von dieser Einstellung des Blicks auf die Psychoanalyse die Verbindung zur Philosophie herstellen wollen, aber jetzt zu einer Philosophie, die sich nicht als abstrakter Korpus innerer Wahrheiten definiert, sondern als lebendige geschichtliche Tätigkeit des Philosophierens, dann gibt es hier eine Dimension der Philosophie, die psychoanalytisch relevant ist, nämlich die Seite, in der das Philosophieren Teil der kulturellen Tätigkeiten und Schöpfungen ist. Diese Seite ist einer psychoanalytischen Infragestellung und Überprüfung zugänglich. Hier kann gefragt und untersucht werden, ob der Philosoph in seiner Tätigkeit emotional mit sich im Reinen ist und ob er sich kommunikativ den Mitmenschen und den Problemen der Zeit und der Gesellschaft zuwendet. Kurzum, die Nietzsche'sche (JGB 1968, S. 26) Frage der Echtheit des Philosophierens rückt in den Blickpunkt. Aber auch die Fragen sind berührt, die J. Habermas (1982, S. 45 f.) in seiner Kommunikationstheorie als konstitutive Bedingungen der Kommunikation entwickelt hat, so die Wahrhaftigkeit und die Verständlichkeit. Die psychoanalytische Lehre von der Abwehr hat dagegen Kriterien herausgearbeitet, mittels derer die Erkenntnishaltung auch des Philosophierens überprüft werden kann, ob sie in der Persönlichkeit integriert ist oder eine abgespaltene Dimension verkörpert, ob sie intellektualisiert oder möglicherweise rationalisiert, d. h. mit einer Pseudoerklärung eigene Konflikte zudeckt.

Wir sehen, dass wir uns mit der Frage dieser Untersuchung in ein spannungsreiches, interessantes Gebiet begeben, in dem die Ansprüche aufeinander prallen und Klärungsarbeit notwendig ist. Diese wis-

© 2013 W. Kohlhammer, Stuttgart

senschaftsphilosophische Problemstellung sieht sich in der Gegenwart (dem beginnenden 21. Jahrhundert) mit einer veränderten Psychoanalyse konfrontiert.

Die Auffassung der klinischen Erfahrung heute hat sich in charakteristischer Weise verändert. Freud hatte sie so bestimmt, dass im therapeutischen Raum der Patient eine Übertragung entwickelt (Funktion des Ersten), welche im Therapeuten eine Gegenübertragung konstelliert (Funktion des Zweiten), welche unter die Kontrolle einer neutralen Beobachtung zu bringen ist (Funktion des Dritten im Analytiker). In der Folgezeit wurde der Begriff der Gegenübertragung weiterentwickelt. Bei P. Heimann (1996, S. 179 f.) wurde das Gefühl als Resonanzboden für die Probleme des Patienten (duale Funktion) zum zentralen Thema. In der Folge wurde Empathie zum Schlüsselbegriff der klinischen Erfahrung. Diese Erweiterung war mit dem Problem belastet, wie die fühlende Funktion im Analytiker mit der beobachtenden und kritisch reflektierenden in Einklang gebracht werden kann. Die ich-psychologische Lösung, einen autonomen Kern im Subjekt des Analytikers (Strachey, 1934, S. 486 f.) zur Sicherung der Funktion des Dritten anzunehmen, scheiterte, weil das Ich des Analytikers allein diese Funktion nicht tragen kann. Zum Problem der Identität des Analytikers und seiner Kompetenz siehe die Werke von A. Herrmann (2011) und H. Will (2011). Entscheidend war der Schritt, die Sicherung der Funktion des Dritten nicht im Subjekt selbst zu suchen, sondern im Nach-Außen-Gehen in die Kommunikation. Dies war der Schritt in das hermeneutische Verstehen. Die Funktion des Dritten im Subjekt findet einen Außenhalt, in den Dritten in Gesprächspartnern: Lehranalyse, Supervision, Intervision und Publikation von Fallberichten, also in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit. In der Folge wurde der klinische Erfahrungsraum umgewandelt zum hermeneutischen Modell bei H. Thomae und H. Kächele (1996, S. 88 f.). Danach spannt sich eine Struktur aus vier Bestandteilen auf.

1. Die Übertragung des Patienten induziert
2. beim Analytiker eine reaktive Form der Gegenübertragung,
3. welcher eine aktive Form der Übertragung des Analytikers entspricht,
4. die ihrerseits eine Gegenübertragung im Patienten auslöst.

© 2013 W. Kohlhammer, Stuttgart

Diese Erfahrung wurde von H. Argelander mit dem Begriff des »szenischen Verstehens« (1970) beschrieben.

Eine zusätzliche Absicherung der Funktion des Dritten mit Hilfe linguistischer Methoden wurde durch J. Lacan (1986, S. 15 f.) und seinem Begriff der symbolischen Ordnung entwickelt, der zufolge die Sprechenden (parole) unter Bezug auf die Strukturen der Sprache (langue) zu hören hätten, um eine kritische Instanz im Sinne der Funktion des Dritten zu haben. Doch auch dieses Hören und Sprechen war rückgebunden an die hermeneutisch zu verstehende Kommunikation. Ein weiterer Schritt der Veränderung wurde eingeleitet, als man feststellte, dass die Funktion des Dritten auch durch den empirisch forschenden Menschen eingenommen werden kann und dass solche außerklinisch-empirische Erforschung des Therapieprozesses durchaus möglich und erfolgreich ist. Auf drei solcher empirischer Ansätze sei hingewiesen.

Erstens die Erforschung unbewusster Abwehrvorgänge im Patienten durch den Defense-Mechanism-Research (DMR) in den 1960er-Jahren durch W. Hentschel, initiiert durch G. Smith (1993), durch W. Ehlers (2000) und J. Küchenhoff (1991) fortgeführt. Der Grundgedanke ist der, dass sich am Wahrnehmungsaufbau (Perzeptgenese) zeigen lassen muss, wie er durch Abwehrvorgänge unbewusster Art (durch Einschlüsse und Ausschlüsse) vorweg schon bestimmt ist. Die Standards für eine empirische Forschung quantitativer und qualitativer Art für einen neutralen Beobachter werden wir später erörtern.

Eine zweite empirische Richtung der Erforschung des klinischen Raums hat sich in Psychoanalytic Process Research entwickelt (Dahl, Kächele & Thomae, 1988, VII., f.). Eine solche Forschung setzt voraus, dass Erfahrungen, welche bisher nur in der innerklinischen Beziehung von Patient und Analytiker gemacht werden konnten, auch für neutrale Beobachter des analytischen Prozesses zugänglich sind. Der außerklinisch Dritte unterscheidet sich vom innerklinischen dadurch, dass er sich die Daten durch Tonbandaufzeichnungen oder audiovisuelle Reproduktionen beschaffen muss, um damit die Effektivität therapeutischer Intervention zu überprüfen. Wir werden erörtern, ob diese Stärkung der Position des Dritten Einbußen im individuellen Verstehen des Beziehungsgeschehens zwischen Patient und Analytiker zur Folge hat.

© 2013 W. Kohlhammer, Stuttgart

Eine dritte extraklinische Forschungsrichtung hat sich in der von D. Stern entwickelten Säuglingsbeobachtung (2007) etabliert. Hier geht es darum, die bisherigen klinisch-rekonstruktiv gewonnenen Vorstellungen und Konzepte der frühen Kindheit einem direkten aus der Säuglingsbeobachtung gewonnenen Bild gegenüber zu stellen und zu überprüfen. Wie verhält sich das, was wir aus den Erzählungen des Patienten über seine frühere Kindheit wissen zu dem, was wir in der direkten Erforschung der Mutter-Baby-Situation erfahren? (Vgl. Beebe & Lachmann, 2004; Lichtenberg, 1989; Dornes, 2002, 2006, 2007). Das Problem der klinischen Erfahrung heute stellt sich also in vielfacher Weise neu. Es hat sich vertieft in den Weiterentwicklungen unserer Vorstellungen von Gegenübertragung und es hat sich neu dimensioniert dadurch, dass sich die klinische Erfahrung einer außerklinischen-empirischen Forschung gegenüber sieht, die ein neues Licht von außen auf sie wirft, neue Fragen auftut und neue Chancen der Erkenntnis einschließt.

Damit hat sich auch das Bild der klinischen Theorie heute enorm gewandelt und zwar entlang der Erschließung neuer Krankheitsfelder mit neuen Formen der Abwehr seelischer Probleme und Störungen. S. Freud hatte mit der Theorie der Übertragungsneurosen den Grund gelegt und die Theorie der narzisstischen Neurosen vorbereitet. Einen entscheidenden Schritt vorwärts in diesen Bereich hat M. Klein unternommen, indem sie die Welt der sog. präödipalen Persönlichkeitsstörungen erschloss (Klein, 1983, S. 187 f.). Ihre Konzepte waren die paranoid-schizoide Position mit ihren Verfolgungsängsten und die depressive Position mit ihrer Schuldproblematik. Damit erweiterte sie auch die Sicht der frühen Abwehrmodalitäten, welche sie eindrucksvoll herausarbeitete: Spaltung, Verleugnung, Projektion. Besonders folgenreich war die Entdeckung des Abwehrmechanismus der projektiven Identifikation, welche eine wichtige Entwicklung in der klinischen Theorie auslöste (Frank & Weiß, 2007). Sie beschrieb darin eine Diffusion von Innen und Außen, eine Verlagerung abgespaltener Persönlichkeitsanteile in andere Personen, eine Diffundierung von Innenerleben und Außenerleben, eine Verwirrung nahezu psychotischer Art. Damit hat sie die Reichweite der klinischen Theorie bis an die Schwelle psychosomatischer und psychotischer Krankheiten vorgeschoben und ihre Konzepte sind nicht mehr aus der Behandlung der sog. strukturellen Persönlichkeitsstörungen hinweg zu denken.

© 2013 W. Kohlhammer, Stuttgart

Ihre Theorie war folgenreich in der Kleinianischen Richtung (vgl. Steiner, 2006 und 2011). Aber sie beeinflusste auch Entwicklungen darüber hinaus in so unterschiedlichen Richtungen wie der Objektbeziehungstheorie von D. W. Winnicott (1971 und 1974) und den Erweiterungen der klinischen Theorie bei O. F. Kernberg (1988). In Kernbergs Auffassung spiegeln sich Kleinianische Elemente in der Auffassung der Borderline-Störung als einer gespaltenen Persönlichkeit mit starken Elementen von Verfolgungsangst (siehe auch Rohde-Dachser, 1989 und Weiß, 2009) und in der narzisstischen Persönlichkeitsstörung mit ihrem gespaltenen Selbst. Sogar bei H. Kohut (1975 und 1979), der sich in seiner Selbstpsychologie am weitesten von Klein entfernt hat, finden sich Klein'sche Abwehrformen der narzisstischen Idealisierung und der Omnipotenz.

Die klinische Theorie der Gegenwart beschäftigt aber vor allem in einer anderen Hinsicht die wissenschaftsphilosophische Fragestellung. Die klinisch außerordentlich fruchtbare Kleinianische Theorie sieht sich in der Gegenwart durch die ebenso erfolgreiche neuere Theorie der Säuglingsbeobachtung (Stern, 2007; Beebe & Lachmann, 2004; Fonagy, 2006 und Dornes, 2002, 2006, 2007) herausgefordert. Ihr Konzept angeborener aggressiver Triebe stößt hier auf eine Auffassung von Entwicklung, die von einem Intersubjektivitätsdenken bestimmt ist, in dem die Motivationssysteme Selbst und Bindung (vgl. Bowlby, 1969 und 1975) im Mittelpunkt stehen. Störungen der Entwicklung werden in dieser Sicht primär von traumatischer Einwirkung hergeleitet und erst sekundär, wie bei Klein, aus unbewussten Phantasien. Hieraus entstehen sehr unterschiedliche Auffassungen bezüglich der ersten beiden Lebensjahre des Kleinkindes mit unterschiedlichen Konsequenzen für die Behandlung. Kann hier ein wissenschaftsphilosophischer Vergleich der Voraussetzungen zur Klärung dieser unterschiedlichen Auffassungen beitragen? Wir werden uns in unserer Untersuchung dieser Fragen annehmen.

© 2013 W. Kohlhammer, Stuttgart

Teil I – Wissenschaftsgeschichtliche Einordnung der Psychoanalyse

© 2013 W. Kohlhammer, Stuttgart

© 2013 W. Kohlhammer, Stuttgart

1 Ist die Psychoanalyse ein Kind der Aufklärung (Kant) oder des romantischen Gegenpols (Schelling)?

Einführung

Eine erste Frage, die sich jedem mit der Psychoanalyse und der Philosophie Befassten stellt, betrifft die strikte Unterscheidung, welche die Aufklärung zwischen dem bewussten Leben des Menschen und seinen unbewussten Erfahrungen eingeführt hat. Welchen Bereich erfahren wir in unserem Erleben in bewusster Weise, welcher bleibt dabei unbewusst? Wie hat das 19 Jhd. wissenschaftsgeschichtlich diese Fragen beantwortet? Welche methodischen Zugänge zum unbewussten Anteil unseres Erlebens hat es entwickelt?

Lernziele der Kapitel 1–3

- Die methodische Differenzierung der Denkwege, welche im 19 Jhd. unbewusste Dimensionen erschlossen haben.
- Liegt das Schwergewicht mehr auf der begrifflichen Klarheit über unbewusste Erlebnisse oder auf der gefühlten Intuition?
- Sind psychische Erlebnisse primär über Reiz-Reaktions-Zusammenhänge erfassbar (messbare Schwellen des Bewusstseins) oder über Beschreibungen introspektiv gewonnener psychischer Akte?
- Wie sind unbewusste Prozesse motiviert? Leiblich-seelisch, zwischenmenschlich oder beides? Was ist ein unbewusster Wille? Geht es dabei primär um Sexualität oder Macht?

Eine Klärung des Wissenschaftsstatus der Psychoanalyse muss auch historisch ansetzen. Spätestens seit F. Nietzsche (GM 1968 Vorr., 28) ist die »Genealogie« ein Muss, um Klarheit zu schaffen. Man würde allerdings sehr weit ausholen, wenn man bis zu den beiden großen Traditionen des Abendlandes zurückgehen würde. Immerhin gibt es da einen

© 2013 W. Kohlhammer, Stuttgart